

Till Raether • Disko

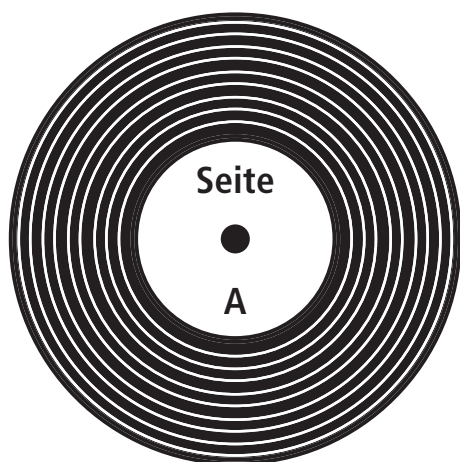
Till Raether

DISKO

Roman

btb

Für Diana, Robert und Katharina





Alle paar Monate ändern sie im Oldie-Radio die Songauswahl, damit ab und zu was neues Altes läuft. Manche Sachen spielen sie immer, andere verschwinden nach ein paar Monaten wieder und kommen erst Jahre später zurück. »Daddy Cool« wird immer dabei sein, solange es Oldie-Radio gibt, oder »Live Is Life«. Aber sowas wie »Never Say You're Sorry« taucht nur alle Jubeljahre auf. Die zweite, nicht ganz so erfolgreiche Single eines One-Hit-Wonders. Was dich vielleicht zu einem Andert-halb-Hit-Wonder macht. Diese Bezeichnung nimmst du mir hoffentlich nicht übel, nur eine harmlose Stichelei von der kleinen Schwester an den großen Bruder. Denn das waren wir damals, inzwischen sind wir so gut wie gleichaltrig, fünfund-sechzig und siebzig.

Heute in der Morgendämmerung bin ich also in meinem kleinen Auto von der mobilen Pflege übers Land gefahren, und im Radio kam das Übliche, »Living Next Door To Alice« und so weiter. Einerseits beruhigt mich diese Vertrautheit, andererseits ist es ein leichter Nervenkitzel, ein Risiko: ob ich es zufällig mitkriege, wenn alle paar Tage »Dance Into My Love« auf diesem Sender gespielt wird, dein einer großer Hit. Ich erkenne deinen Synthesizer am Anfang sofort, und dann verwandeln sich die eingeregneten Hügel und Felder vor meinen Augen in die Landschaften unserer Kindheit.

»Never Say You're Sorry (For the Good Times That We Had)« hatte ich aber nun so lange nicht mehr gehört, dass aus der Nostalgie ein regelrechter Sehnsuchtsschock wurde und ich auf der Landstraße rechts ranfahren musste. Du legst sicher Wert auf den vollständigen Titel, mit Klammer. Ich habe wenig Zeit zwischen meinen Patienten. Wobei, wir sagen Kunden. Sie warten darauf, von mir gepflegt zu werden. Ich machte das Radio aus, bevor Stella D. anfang zu singen, starrte ins Land und dachte daran, wie schön es mal war, deine Schwester zu sein.

Ich glaube, ich muss dir das alles endlich erklären. Und mir selber auch. Und heute Abend habe ich Zeit. Bitte wundere dich nicht, dass diese Nachricht von der gemeinsamen E-Mail-Adresse von Tim und mir kommt, die er eingerichtet hat, als wir zum ersten Mal T-Online bekommen haben. Ich schreibe so gut wie keine E-Mails, aber diese Ehepaar-Adresse gehört trotzdem zu den Dingen, die ich seit vielen Jahren endlich angehen will.

Es wäre heute undenkbar, dass eine Vierzehnjährige ohne Wissen ihrer Eltern von Ostholstein nach München fährt und dann dort unbehelligt fast eine Woche verbringt, tagsüber schläft und nachts ihren Bruder sucht. Aber auch 1975 war es zumindest ungewöhnlich. Das merke ich aber erst jetzt, wenn ich darüber nachdenke.

Wir haben damals in Seutendorf gewohnt, zwanzig Minuten zu Fuß von der Bundesstraße 430, ungefähr auf halbem Weg zwischen Lütjenburg und Plön. Ich weiß nicht, wie gut du dich an die Landschaft erinnerst. Du warst lange nicht hier, du bist damals gegangen, um nicht wiederzukommen. Du hast mich im Stich gelassen. Unsere Schwestern und mich. Viele Seen, das Wild frisst die Knospen von den Sträuchern, und

die haushohen Hecken zwischen den Feldern und an den Straßenrändern heißen immer noch Knicks, ein Wort, das man in München niemals braucht, stelle ich mir vor. Störche landen ungeschickt, sie brauchen viel Platz dafür. Es hat sich in dieser Hinsicht nichts bei uns verändert seit fünfzig Jahren.

Das mit dem Im-Stich-Lassen lösche ich später vielleicht wieder. Aber jetzt steht es da, und es scheint mir für den Augenblick die richtige Formulierung.

Morgens um halb fünf bin ich aufgestanden an diesem 1. oder 2. November 1975. Es bestand keine Gefahr, dass unser Vater mich hören und aufwachen würde. Er lag im Wohnzimmer auf der Übereckcouch, die leeren braunen Flaschen auf dem Fliesentisch sahen aus wie ein Zaun. Und keine Gefahr, dass unsere Mutter mich hörte und aufwachte, denn sie lag tot auf dem Bett wie am Tag davor.

Ab fünf Uhr morgens saß Oma Großkordt immer mit ihrem Kaffee am Fenster, so nah, dass die Scheibe vor ihrem Gesicht pilzförmig beschlug. Sie hat damals schon im Altenteil gewohnt, eine Weile war sie ja noch mit bei uns im Haus, schrecklicherweise. Aber in diesem November Mitte der 70er Jahre war sie mit ihrem ganzen Kram schon im Nebengebäude, wo vor hundert Jahren die Knechte und Mägde gewohnt haben. Unsere Schwestern und ich hatten Oma Großkordt am Abend zuvor nur mit Mühe und Not aus unserem Haus bekommen. Die Rolle der Schwestern bei diesem Vorgang war entscheidend: ihre beiden Gesichter wie ein einziges, traurig bis zum Geht-nichtmehr. Es passierte nicht so viel in Seutendorf. Wenn jemand starb, war es eine große Sache. Oma Großkordt konnte nicht genug bekommen vom Ableben unserer Mutter. Vielleicht wollte Oma Großkordt uns auch nicht mit unserem Vater allein

lassen. Der ganze Hof war aufgeteilt worden, als Urgroßvater Großkordt starb, jeder hatte nur noch ein Fitzelchen seitdem. Inzwischen ist alles weg. Wir werden nicht umhinkommen, das auseinanderzuklamüsern. Eines Tages. Demnächst. So, wie es bei uns immer etwas auseinanderzuklamüsern gab. Oma Großkordt war nicht die richtige Mutter unseres Vaters, also war unsere Mutter auch nicht ihre richtige Schwiegertochter. Wir haben Oma Großkordt trotzdem Oma genannt. Der Hof und seine Reste kamen aus ihrer Familie, die Eltern unserer Mutter hatten einen Supermarkt. Kaufleute, sagte Oma Großkordt abfällig, obwohl sie auch erst nach dem Krieg hier aufs Land gezogen war und vorher in Hamburg selbst bei Hertie gearbeitet hatte.

Oma Großkordt war immer groß in Spökenkiekerei, erinnerst du dich? Sie erzählte uns von den weißen Frauen, die in ihren Steingräbern keine Ruhe finden, prähistorische Schlafwandlerinnen. Einmal, als klar war, dass du in München warst, erzählte sie mir, dass sie gesehen hätte, wie du ins Licht gehst. Sie kam morgens zu uns in die Küche, als wäre es ihre, setzte sich neben mich, legte mir die Hand auf den Arm, mit dem ich gerade den Kaffeebecher anheben wollte, und sagte: Ich habe gesehen, wie Gerald ins Licht geht. Ich schwieg, weil ich mich gar nicht so gern mit ihr unterhielt, vor allem nicht über sowas. Nach einer Weile nickte sie, als hätte sie mich beeindruckt, dann stand sie auf und ging. Ich denke, sie hat eine Diskokugel gesehen, aber das konnte sie natürlich nicht wissen.

Erst als ich an diesem Abend vor meinem Aufbruch nach München zu ihr sagte, dass ich noch in Ruhe mit meiner toten Mutter sprechen müsste, und dass es mich genierte, wenn jemand mir dabei zuhörte, ging sie über den Sandweg und verschwand

hinter ihrer Butzenglastür. Sie wirkte ein bisschen enttäuscht, so, als hätte sie gern zugehört, was ich unserer Mutter zu sagen hatte. Wer selbst viel zu verbergen hat, denkt immer, dass er in den Geheimnissen der anderen vorkommt. Aber das ist mir erst später klar geworden.

Ich ging mit dem Rucksack ins Zimmer unserer toten Mutter und stellte mich an ihr Bett. Ich konnte nur ihre Haare auf dem Kissen sehen, nicht ihr Gesicht. Ich traute mich nicht, das Licht anzumachen. Eigentlich wäre es die Aufgabe unseres Vaters gewesen, Totenwache zu halten, aber er kam nicht mehr so gut die Treppe hoch. Vor Trauer und wegen der Bandscheibe und den Bieren. Unsere Schwestern huschten tagsüber an der Schlafzimmertür vorbei mit abgewandtem Gesicht. Damals fand ich das ein bisschen zimperlich. Heute habe ich so viel Verständnis dafür.

Nach und nach hatte ich im Zimmer unserer Mutter über den ganzen Tag meine Sachen für München bereitgelegt, weil das der einzige Raum im Haus war, den gerade niemand außer mir betrat. Unsere Mutter lag ja nur, sie würde die Tage abgeholt werden, hatte Oma Großkordt gesagt. Jetzt stand ich da, dachte an das Lied »Der Mond ist aufgegangen«, weil es im Zimmer nur diese Art von Licht gab. Es schien so ein wichtiger Moment, aber ich hatte unserer Mutter gar nichts zu sagen. Nach einer Weile fing ich an, den Rucksack vollzustopfen, chaotisch und unvollständig, wegen dem Mondlicht, und weil man immer etwas vergisst, wenn man über den Tag Einzelteile sammelt. Dann ging ich schlafen. Kurz und unruhig, weil ich wusste, um halb fünf würde ich aufbrechen, um dich nach Hause zu holen.

Am Morgen, als ich nach München aufbrach, war es in den Zimmern ganz kalt, Anfang November. Unsere Schwestern

waren trotzdem verschwitzt, weil sie zusammen unter einer Decke lagen. Ich beugte mich über sie und dachte: Sie blickte zärtlich auf sie hinab. Dann nahm ich deinen Bundeswehr-rucksack und ging leise die Stiege hinunter und aus dem Haus. Unsere Schwestern sollten schlafen, so lange wie sie konnten. Die Zwillinge. Ich glaube, wir haben alle immer gedacht: Die beiden haben ja sich.

Ich ging den Umweg außen ums Dorf, und dann bei der Bus-haltestelle auf die Landstraße zur 430. Ich wusste, dass niemand um diese Uhrzeit auf der Straße war, denn es war nicht Erntezeit, und die Melker fingen erst um sechs an. Das war ein hartes Geschäft und gefährlich, viele von den Melkern hatten nicht mehr alle Finger. Unser Vater sagte, das sei trotzdem ein guter Beruf für dich, die Molkerei sucht immer, und mit Extra-schichten und Wochenendzulage kommst du bald auf vierstel-lig, und dann kannst du ein Häuschen anzahlen. Und dann kommt die EG und macht die Molkerei zu, und dann kriegst du eine Abfindung, und zwar richtig.

Erinnerst du das? Die wirren Pläne unseres Vaters?

Unser Vater wusste wirklich gar nichts von der Landwirt-schaft, er kam aus Hamburg, Lehrer für Deutsch und Ge-schichte. Aber er kannte sich aus damit, Ratschläge zu geben. Und er sagte immer, erinnern sei ein reflexives Verb, und so wie wir es benutzen, sei das eine norddeutsche Unart.

Nach seinem Melkervortrag hörtest du auf zu kauen und dann, weil du wusstest, es regt unseren Vater auf, erzähltest du von Tanzmusik. Das Wort hast du am Anfang benutzt, damit unser Vater nicht sofort an die Decke geht, sondern damit seine Zündschnur langsam brennt. Aber nach einer Weile sprachst du wieder von Diskotheken. Vom Starfish am Rand von Lütjenburg. Von der Hitscheune in Neumünster.

Vom Lady Joker in Malente. Und davon, dass es da einen ganz neuen Sound gibt, und ob unser Vater sich überhaupt ein Bild davon macht.

Wenn das ein sogenannter Klang ist, schrie unser Vater, und nichts anderes bedeutete ja wohl Sound, wie sollte er sich dann ein Bild davon machen, er sei ja kein, und hier schlug er mit dem Handballen zu jeder Silbe auf den Tisch, Syn-äs-the-tiker.

Synästhetiker, Synthesizer – da war er schon mit einer Silbe im Innersten deines Lieblingsthemas. Man konnte richtig sehen, wie du die Ohren spitztest, als diese Silbe kam, und wie gern du von deinen selbstgebaute Instrumenten und davon erzählt hättest, was du mit ihnen vorhattest. Aber unser Vater wollte nichts davon hören, er wollte dich, glaube ich im Nachhinein, nur wegtreiben. In die Elektrolehre nach Plön, in die Molkerei ins Nachbardorf, nach München – Hauptsache, vom Hof.

Das mit der Elektrolehre wäre gar nicht so abwegig gewesen. Du hättest stundenlang über Oszillatoren, Modulationseffekte, Hüllkurven, Tiefpassfilter, spannungsgetriebene Kontrollkomponenten und Frequenzen reden können, wenn unser Vater dich gelassen hätte. Wozu das alles, Gerald?, aber das war eine rhetorische Frage, auf die du mit geduldiger Provokation geantwortet hast. Wie man mit nur vier Wellen-Formen, Sinus-, Rechteck-, Dreiecks- und Sägezahn-Wellen, ganz neue Soundwelten erschaffen könnte. Also, immer nur eine zur Zeit, weil der Klang ja anders als beim Klavier oder bei der Gitarre monophon wäre, es sei denn, und hier, das war noch zu Schulzeiten, käme dann, so du weiter, das Thema Taschengeld ins Spiel: es sei denn, so du weiter, man würde mit Hilfe von sogenannten Patchkabeln verschiedene Module miteinander verbinden,

aber dafür müsste man natürlich erstmal verschiedene Module haben, oder überhaupt eins.

Mit Taschengeld allein wäre da nicht viel zu machen gewesen. Oma Großkordt besorgte dir eine Aushilfsarbeit im Lager vom Horten in Kiel, sie hat allen davon erzählt und dabei in deine Richtung geblickt, damit du jedes Mal Danke sagst. Dein Zimmer war vollgestopft mit Tasteninstrumenten. Das fing an mit dem Schifferklavier, dann das normale Klavier von Oma Großkordt, dann eine Heimorgel, und dann Tonbandgeräte, mit denen du, was du auf der Heimorgel spieltest, neu zusammenklebstest. Dein Traum waren ein Minimoog oder ein ARP 2600, das weiß ich, weil du die Schriftzüge dieser Fabrikate sorgfältig auf kariertes Papier gemalt und außen an deine Zimmertür gehängt hast, vor der ich oft stand, nachdem du weg warst. Deine Sachen waren Marke Eigenbau, für mehr reichte der Horten-Job dann doch nicht.

So ging das jedenfalls hin und her. Unser Vater sagte, Musikmachen sei kein Beruf, sondern ein Steckenpferd, siehe Spielmannszug. Du sagtest, Lehrer sei auch kein Beruf, zumindest nicht, wenn man ihn so ausübe wie unser Vater, als Zeit- und Menschenvertreib.

In meiner Erinnerung sagte unsere Mutter, ihr bringt mich noch ins Grab. Aber je mehr Zeit vergeht, desto mehr Sachen könnten die Leute gesagt haben, die im Nachhinein vielleicht ein bisschen zu gut passen würden.

Es war stockdunkel an diesem Morgen. Ich blieb stehen und holte meine Taschenlampe heraus. Ich machte sie ein paarmal an und aus und leuchtete in den Graben neben der Landstraße, dann stopfte ich sie wieder in den Rucksack. Es machte mir Freude, mich zu vergewissern, wie viele Sachen im Rucksack

waren. Zum Beispiel die paar Briefe von dir. Ich hatte mir vorgenommen, hin und wieder darin zu lesen, um mich davon zu überzeugen, dass alle meine Probleme gelöst werden würden, sobald ich dich in München fand.

Leider habe ich die Briefe inzwischen verloren, also, ich weiß nicht, wo sie sind. Rechts vom Weg lag der Truppenübungsplatz, wo wir als Kinder auf den ausrangierten Panzern spielten. Bis ich anfang, Angst vorm Grab der weißen Witwen zu haben. Heimatkunde, vierte Klasse. Einige der ältesten Steingräber in ganz Schleswig-Holstein, direkt in unserer Gegend. Und wie Leute wie Oma Großkordt seit Jahrhunderten sagten, nachts kämen die weißen Witwen aus ihren Gräbern und schwebten über die Felder. Aber das waren wohl die weißen Hirschkühe, die es hier in der Gegend ab und zu gibt. Rund um die Steingräber haben sie den Truppenübungsplatz gebaut, aber unser Vater hatte eine Sondergenehmigung für Besuche am Steingrab, als Lehrer.

Als ich an die B 430 kam, war ich durchgefroren. Es regnete auch ein bisschen. Aber ich hatte keine Lust, meinen gelben Regenanzug anzuziehen, weil ich dann aussah wie ein Kind, und wer würde um diese Tageszeit ein Kind mitnehmen. Erst hatte ich überlegt, die erste Etappe zu laufen, aber es dauert etwa anderthalb Stunden von Seutendorf nach Plön, wenn man die Bundesstraße entlanggeht. Und bis dahin wären längst alle bei uns wach und die Schwestern hätten längst erzählt, was ich vorhatte, und außerdem sollte unser Vater um acht mit dem Bestatter über die Einäscherung reden. Spätestens dann würde auffallen, dass ich nicht da war, denn bei solchen Terminen verließ unser Vater sich auf unsere Mutter, oder, wenn sie nicht da oder tot war, auf mich. Er nickte dann immer nur, als hätte er genau meine Fragen stellen und meine Antworten geben wol-

len, aber ich wäre schneller gewesen, vorlaut. So war das bei uns, seit du weg warst. Das Gespräch musste jetzt unser Vater alleine führen, vielleicht mit Oma Großkordt.

Wenn Oma Großkordt ihre Finger im Spiel hatte, würde die Beerdigung kirchlicher werden, als unsere Mutter das gewollt hätte. Oma Großkordt war unter den Nationalsozialistinnen eine der frommsten, sagte unser Vater gern. Du weißt ja, die beiden beharkten sich immer, Oma Großkordt und unser Vater. Sie nannte ihn die Enttäuschung ihres Lebens, und er hackte darauf herum, dass sie fromm und Nazi war, und ob eins allein nicht schon schlimm genug gewesen wäre. Es ist schwer, miteinander auszukommen, wenn man einander viel zu verdanken und viel zu verzeihen hat. Das trifft womöglich auch auf uns beide zu, dich und mich.

Oma Großkordt ist 1932 in die NSDAP eingetreten, und manchmal fuhr sie auch 1975 noch mit dem Mofa nach Malente, weil es da an einem Kiosk die *National-Zeitung* gab. So eine Oma war das. Um möglichst schnell voranzukommen, hatte ich beschlossen, Autostopp zu machen. Um kurz nach vier kam auf Fehmarn die erste Fähre aus Dänemark an, und dann fuhren so gegen fünf die ersten Lkw auf dem Weg nach Hamburg hier bei uns vorbei. Die Zeit konnte ich gut im Blick behalten, weil ich deine alte Uhr hatte, mit dem zerschlissenen Jeans-Armband. Du hast sie mir gegeben, bevor du gegangen bist. Du hast ein bisschen theatralisch sowas gesagt wie: In der Disko steht die Zeit still, da braucht man keine Uhr.

Ich setzte mich an die Schulbushaltestelle, weil es da einen Holzunterstand gegen den Regen gab. Ich dachte länger darüber nach, was ich heute in der Schule verpasste, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern, welche Fächer das waren. Ich bekam Hunger und Durst und holte mir eine Schinkenstulle

und die Thermoskanne aus dem Rucksack. Der Tee war von gestern Abend, aber diese Kanne hielt gut warm, der Tee dampfte hell in der Dunkelheit, vom Morgen noch keine Spur. Das Schinkenbrot war schwer zu kauen, weil ich aus schlechtem Gewissen die angetrocknete erste Scheibe nicht beiseitegelegt hatte. Ich wollte nicht, dass die anderen die dann fanden und sagten: Aha, Beeke haut ab und lässt uns die trockene Scheibe hier, und wer soll die ins Rührei schnippeln, wenn Mama tot ist. Mit dem Tee zusammen bekam ich das Brot aber runter.